

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde |
| Herausgeber: | Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel |
| Band: | 83 (1983) |
| | |
| Artikel: | Jacob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte : hundert Jahre danach |
| Autor: | Blanckenhagen, Peter H. von |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-118101 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jacob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte – hundert Jahre danach

von

Peter H. von Blanckenhagen

Dem Andenken an Theodora Vonder Mühl-Burckhardt und den Freunden Jakob und Lucie Burckhardt

Text eines Vortrages, welcher am 3. Juni 1982 vor der Vereinigung der Freunde antiker Kunst in Basel gehalten worden ist. In seiner hier nicht abgedruckten Einleitung betonte der Redner, dass er als Klassischer Archäologe mit den Hauptgebieten Hellenistische und Römische Kunst nicht als Jacob Burckhardt-Spezialist gelten könne, sondern als «Dilettant und Amateur» spreche. Die Ausführungen Werner Kaegis im 7. Band seiner Biographie (erschienen Ende 1982) waren ihm damals noch nicht bekannt und sind nicht mehr berücksichtigt.

In ganz Europa bringt das 19. Jahrhundert grosse Geschichtsschreibung hervor. Im deutschen Sprachbereich nimmt Jacob Burckhardt eine Sonderstellung ein. Die «Griechische Kulturgeschichte» ist, wenn überhaupt, nur mit einem anderen Werk vergleichbar: Friedländers «Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit». Beide waren in Ansatz und Durchführung etwas noch nicht Dagewesenes. Burckhardt und Friedländer waren Zeitgenossen, hatten einander in Italien kennen und schätzen gelernt. Beide wollten die Kultur, die Sitten und Gebräuche der beiden klassischen Zivilisationen in ihrer Gesamtheit darstellen. Das verbindet sie; mehr aber unterscheidet diese beiden grossen Gelehrten. Friedländer war Philologe, Burckhardt Historiker und Kunsthistoriker; Friedländer publizierte, in ununterbrochener Folge, einen Band nach dem anderen, zu allgemeiner Bewunderung. Auch Burckhardt, dem Friedländer diese Bände sandte, gehörte zu den Bewunderern und schrieb als Dank für die 6. Auflage 1889 an Friedländer, seine «herrliche Darstellung» habe das Thema «mit derartiger Fülle und Tiefe absolviert, dass auf diese Ernte keine Ährenlese mehr möglich sein wird». Diese Voraussage hat sich weitgehend erfüllt; auch heute noch wird Friedländers Sittengeschichte benutzt, und nichts ist an ihre Stelle getreten. Burckhardt aber publizierte keine Griechische Kulturgeschichte. Bekanntlich ist, was wir haben, erst

posthum gedruckt worden. Und als das geschah, wurde sie weitgehend von der Fachwissenschaft kritisiert und ist auch heute noch nicht so allgemein bekannt und bewundert, wie sie es verdient. Aber Friedländers Name ist heute nur den Altertumswissenschaftlern vertraut. Burckhardts Ruhm ist gewachsen, und zumindest die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» (auch erst posthum publiziert) sind allen Gebildeten bekannt als eines der wahrhaft grossen Bücher des vorigen Jahrhunderts.

Lassen Sie mich noch etwas mehr über den Unterschied der beiden Werke sagen. Lag es nur an der Verschiedenheit der beiden Gelehrten, dass der eine publizierte, der andere nicht? Mir scheint, dass es relativ einfach ist, eine «Römische Sittengeschichte» zu schreiben, und zwar deshalb, weil auf eine sehr bestimmte Weise die Tatsachen, viel belegt und einander nicht im Eigentlichen widersprechend, sich sozusagen selber interpretieren. Sehr weise hat Friedländer keine Interpretation römischer Dichtung und noch weniger römischer Kunst versucht – er schrieb eine Sittengeschichte, und so fällt z.B. die letztere unter den Sammelbegriff Luxus und «Aneignung griechischer Kultur». Was hier berichtigt oder ergänzt oder auf den Stand der modernen Forschung gebracht werden müsste, berührt nur selten den Kern der Dinge. All dies ist radikal anders, schreibt man eine griechische Kulturgeschichte. Hier ist Interpretation schwierig und immer wieder anders, sie hängt von der Persönlichkeit des Interpreten ab in einem derart radikalen Wortsinn wie wohl überhaupt für keine andere Epoche der europäischen Geschichte. Eine griechische Kulturgeschichte ist, und muss sein, ein Wagnis. Dessen war sich Burckhardt von Anfang an bewusst. Einige Zitate mögen das illustrieren.

1868 heisst es in einem Brief an Oeri: «Es dämmert mir ein anderes Colleg aus dem Dunkel der Zukunft entgegen, welches mich nötigen würde, alle römischen und griechischen Autoren successive und mit weiser Verteilung der Zeit durchzulesen: Über den Geist des Altertums.» 1870 schreibt Burckhardt an Kugler in dem berühmten Brief über den sog. Tatsachenschutt, dass ein Thema mit dem Innersten des Autors zusammenhängen müsse und dass er, Burckhardt, für ein Colleg sammle, «welches ich im besten Falle doch erst über zwei Jahre werde lesen können und das mich nun preoccupiert wie nur jemals die Vorbereitung zu einem Buch». Ebenfalls 1870, einige Monate später, heisst es: «Für eine Culturgeschichte der Griechen habe ich nur erst Rudimente eines Planes.» 1871, in einem Weihnachtsbrief an Preen, schreibt Burckhardt, er habe alle Hände voll zu tun mit neuem Colleg für näch-

sten Sommer – und er setzt hinzu, wie er ständig lesend «eine schöne Position unabhängiger Wahrnehmungen über das Altertum rein aus den Quellen gewonnen» habe, so dass er «das Meiste, was ich zu geben habe, als mein Eigenes werde geben können. Wenn ich diesen Hochmut nicht hätte, so könnte ich überhaupt nichts anderes mehr tun als dem Katheder Valet sagen». Kurz vorher hatte Burckhardt einen öffentlichen Vortrag gehalten, über Glück und Unglück in der Weltgeschichte – es ist wichtig zu sehen, wie die griechische Kulturgeschichte und die Weltgeschichtlichen Betrachtungen einander durchdringen.

1872 hält Burckhardt das erste Colleg über Griechische Kulturgeschichte und kurz vorher heisst es, er werde «sich hüten, daraus ein Buch zu machen». Er hat eine für die damalige Universität sehr hohe Zahl von Hörern (53), unter denen Nietzsche ist, der 1869 nach Basel gekommen war und von dem Burckhardt schon ein Jahr später an Preen schreibt: «Es lebt hier einer seiner Gläubigen (d.h. Schopenhauers), mit welchem ich bisweilen conversiere, so gut ich mich in seiner Sprache ausdrücken kann.» Der Name des bedeutendsten Kollegen Burckhardts ist gefallen und es wäre sehr verlockend, die Interpretation der griechischen Kultur von Burckhardt und Nietzsche zu vergleichen – aber das kann hier nur bei läufig geschehen.

Wie sehr die Griechische Kulturgeschichte im Zentrum von Burckhardts Bemühungen bis hin zu seinem Tode steht, geht aus sehr vielen Briefstellen hervor, von denen nur einige noch zitiert werden sollen. Was dieses Kolleg Burckhardt bedeutete, zeigt vielleicht am besten ein Satz, den er schon 1872 an Preen schreibt und in dem er vom Kolleg, «welches mich auf eine heillose Weise pre-occupiert», spricht und von diesen Studien, die, so sagt er, «mich nie reuen werden; auch kann ich jetzt ruhig sterben, was ich nicht gekonnt hätte, wenn ich nicht wenigstens einmal griechische Kulturgeschichte gelesen haben würde».

Zwei Jahre später liest er sie fünfständig. An der Ausarbeitung wird ununterbrochen gearbeitet, und noch 1889 schreibt Burckhardt an Preen, er «arbeite beständig», habe «einiges ausgearbeitet», aber ausdrücklich «nicht zum Druckenlassen, sondern zum Abschluss für mich», und zwei Jahre später, 1891, wieder an Preen gerichtet, nennt er Neffen und Grossneffen als Erben seiner ungedruckten Manuskripte, «welche», so schreibt er, «nicht für den Druck geschrieben worden sind»; ein «fleissiger Mann» sei er gewesen, «um nur noch für mich Dinge zum Abschluss zu bringen», und fügt hinzu: «Zum Redigieren dessen, was ich im Lauf der Zeiten gesammelt, habe ich eine angeborene Neigung.» Das

bezieht sich auf die Griechische Kulturgeschichte und damit wird bezeugt, dass mehr als zwanzig Jahre lang eben sie Burckhardt so beschäftigt hat wie kaum etwas anderes je in seinem Leben. Und nahezu gleichzeitig stellt er die weltgeschichtlichen Betrachtungen an – beide Bücher sind Geschwister. Damit zeigt sich, dass die Griechische Kulturgeschichte für Burckhardt so etwas gewesen sein muss wie ein Modell, an dem, was Geschichte ist, dargestellt werden könne. Denn nur so verstanden wird auch der sonst exaltiert anmutende Satz, er hätte vorher nicht sterben können, einleuchtend. Ein Modell ist sie, aber nicht vertraut, nicht unmittelbar zugänglich, etwas grundsätzlich Fremdes – und dennoch auf geheimnisvolle Weise Verwandtes, gleichsam der grosse Ahnherr Europas, der das Geschlecht begründet hat und den wir so gut, so umfangreich, so tief kennen zu lernen versuchen müssen wie irgend möglich, nicht nur um seiner selbst willen, sondern um unsertwillen, weil wir die Nachfahren sind. Nichts von dem, was wir wissen können, darf ausgelassen werden, und dennoch müssen wir uns bewusst bleiben, dass das, was wir heute zu wissen glauben, morgen schon anders aussehen kann. Dafür ist ein berühmt gewordener Satz in der Einleitung charakteristisch: «Es könnte z.B. im Thukydides eine Tatsache ersten Ranges berichtet sein, die man erst in hundert Jahren anerkennen wird.»

Daher ist ein Colleg über Griechische Kulturgeschichte «ein Probestück» und wird es «immer bleiben» – das erfahren wir im allerersten Satz. Diese Einleitung wäre in extenso anzuführen, um das, was Burckhardt beabsichtigt, anzudeuten. Ich zitiere nur dies: «Wir sind ‹unwissenschaftlich› und haben gar keine Methode, wenigstens nicht die der andern.» Dennoch ist Methode da: zunächst in der Auswahl: «Wir beschränken uns . . . auf diejenigen Züge, aus welchen der spezifisch griechische Geist zu uns redet.» Dieser redet aus beinahe allem, nicht nur der Literatur, sondern es werden ausdrücklich «jeder Überrest, vor allem die Bauten und die bildende Kunst mit einbezogen». «Nicht wählerisch» darf man sein. Sein Ziel ist «keine Verklärung, und die enthusiastische Schönfärberei gedenken wir nirgends zu schonen» – aber bald darauf: «So werden wir ewig im Schaffen und Können die Bewunderer und in der Welterkenntnis die Schuldner der Griechen bleiben. Hier sind sie uns nahe – dort gross, fremd und ferne» – d.h. doch wohl: gerade da, wo sie gross sind, sind sie nicht nahe, sondern fremd und fern. Diesem Satz folgt der letzte der Einleitung. Er lautet: «Und wenn die Kulturgeschichte dies Verhältnis klarer hervorhebt als die Geschichte der Ereignisse, so darf sie für uns den Vorzug vor dieser haben.»

Wie lässt sich das darstellen? Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt eine Durchdringung von systematischer und historischer Behandlung. Gab es dafür ein Vorbild? Friedländer ist es nicht, denn seine Sittengeschichte ist rein systematisch, kann es sein, weil sie nur eine in sich geschlossene Epoche, die Kaiserzeit, behandelt. Aber vielleicht war es der grosse Begründer der griechischen Kunstgeschichte, Winckelmann, denn in einem Brief an Zahn 1869 heisst es: «Es ist doch ein ewiges und ganz wunderbares Verdienst von Winckelmann, dass er die Kunstgeschichte nach ihrem historischen und ihrem systematischen Bestandteil geschieden hat.» Doch Burckhardts Thema ist keine Kunst-, sondern eine Kulturgeschichte. Vergegenwärtigen wir uns die Gliederung. Sie besteht aus neun in ihrer Länge sehr verschiedenen Abteilungen:

- Die Griechen und ihr Mythos
- Staat und Nation
- Religion und Kultus
- Die Erkundung der Zukunft
- Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens
- Die Bildende Kunst
- Poesie und Musik
- Zur Philosophie, Wissenschaft und Redekunst
- Der hellenische Mensch in seiner zeitlichen Entwicklung

Ich finde diese Gliederung aus vielen Gründen merkwürdig und gar nicht unmittelbar einsichtig. Sieht man sich Gesamtbehandlungen der griechischen Kultur in unserer Zeit an – keine von ihnen ist auch nur annähernd so umfangreich –, so werden beispielsweise Charakter und Struktur des Landes, oder richtiger der Länder, meist zuerst besprochen, und dann fast immer sofort die Religion. Ersteres spielt fast keine Rolle für Burckhardt, die letztere wird erst im dritten Abschnitt behandelt. Statt dessen bildet der Mythos – und zwar nicht der mit Religion zusammenhängende Mythos – den Anfang. Denn, so schreibt er: «Der Mythos ist eine allgemeine Voraussetzung des griechischen Daseins», und später: «Diese Nation gilt uns für klassisch im Gegensatz zu aller ‹Romantik›. Wenn aber Romantik so viel ist als beständige Zurückbeziehung aller Dinge und Anschauungen auf eine poetisch gestaltete Vorzeit, so hatten die Griechen in ihrem Mythos eine ganz kolossale Romantik zu allherrschender geistiger Voraussetzung.» Keine spätere Zivilisation des Abendlandes hatte etwas Vergleichbares; und erst unter dem Begriff dieses Mythos werden die Götter angeführt, ihr Fortleben, ihre Erscheinungen. Überall sind Beispiele, Anekdoten, wenig bekannte Geschichten eingestreut als Illustra-

tionen des Besprochenen und geben so in einer von Homer bis zur Spätantike reichenden Überfülle eine Gesamtskizze, die so endet:

«So war das Griechenvolk geistig orientiert, welchem im Verlauf der Zeit die allergrössten weltgeschichtlichen Aufgaben zufallen sollten: in seiner mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Bildlichkeit völlig aufgehend – und doch im Verlauf der Zeiten dazu bestimmt, alle Völker zuerst zu verstehen und dies Verständnis der Welt mitzuteilen, gewaltige Länder und Völker des Orients zu unterwerfen, seine Kultur zu einer Weltkultur zu machen, in welcher Asien und Rom zusammentrafen, durch den Hellenismus der grosse Sauerteig der alten Welt zu werden; zugleich aber durch das Weiterleben dieser Kultur die Kontinuität der Weltentwicklung für uns zu sichern; denn nur durch die Griechen hängen die Zeiten und das Interesse für diese Zeiten aneinander; ohne sie hätten wir kein Interesse für die Vorzeit, und was wir ohne sie wissen *könnten*, würden wir zu wissen nicht *begehrn*.

Neben dieser endlosen Bereicherung des Gedankens bekommen wir dann noch als Beigabe die Reste ihres Schaffens und Könnens: Kunst und Poesie.

Wir sehen mit ihren Augen und sprechen mit ihren Ausdrücken. Aber von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundene Leid angetan hat.»

Ich glaube nicht, dass irgend jemand heute ähnliches öffentlich sagen würde. Zu sehr schmeckt das nach Humanismus, nach Idealisierung, nach Verallgemeinerung, nach Tradition. Aber sieht man sich's im einzelnen an, einfach fragend, ob es stimmt, so muss man zugeben, dass es schon seine Richtigkeit damit hat. Freilich: die sogenannte wertfreie Wissenschaft unterscheidet nicht zwischen dem, was wir zu wissen begehrn oder nicht begehrn; sie begehrst alles, was gewusst werden kann, zu wissen. Aber jeder Mann weiss ja auch, dass schon die scheinbar objektivste Tabelle historischer Fakten implicite Werturteile abgibt, und so scheint es mir sehr empfehlenswert, darüber nachzudenken, was Burckhardt gemeint hat, wenn er sagt, ohne die Griechen «hätten wir kein Interesse für die Vorzeit» und begehrten nicht zu wissen, was wir ohne sie wissen könnten. «Wir» nämlich heisst nicht gelehrte Spezialisten, «wir» heisst offenkundig «wir bewusste, gebildete Europäer». Gerade weil «wir» keine Spezialisten sind, nehmen wir Anteil an jenen Griechen, die sich «das bitterste, empfundene Leid» angetan haben.

Unterstreichen möchte ich, dass in dieser Aufzählung der allерwichtigsten Charakteristika der Griechen Religion fehlt. Das ist bedenkenswert, insbesondere angesichts der modernen Tendenz,

die Griechen «religiös» zu verstehen und je religiöser sie gewesen seien, desto besser und «griechischer». Burckhardt war dieser Meinung so wenig wie z.B. Renan.

Der Abschnitt «Staat und Nation» hat vier Unterabteilungen, von denen nur die zweite weniger systematisch als historisch ist; freilich reicht sie nur bis Alexander. Was hier zum ersten Male und generell auch in heute noch gültiger Art dargestellt wird, ist das Phänomen der Polis, des Stadtstaates, mit einer besonderen Bedeutung sowohl des Sozialen (Adel, Mittelschicht, Sklaven) wie des Schrecklichen dieser Polis. Das hat, so höre ich, Burckhardt bei modernen Marxisten eine relativ gute Note eingetragen – was Burckhardt selber sicher nicht erfreut hätte. Am Ende heisst es dann, «dass die Polis . . . ihre Menschen mit der Zeit überwiegend unglücklich gemacht haben muss», und später, «dass in der ganzen Weltgeschichte kaum eine andere Potenz ihr Leben und Streben so furchtbar teuer bezahlt haben möchte als die griechische Polis».

Hier wie immer wird im Résumé auf den Menschen, auf sein Glück und sein Unglück Bezug genommen und nichts kann dem, was *ihm* geschieht, gleichkommen. Von hier aus ist auch Burckhardts eher positives Urteil über die Tyrannis zu verstehen, besonders wenn nicht das Volk, sondern der entmachtete Hochadel, wie im Peisistratidischen Athen, darunter zu leiden hatte. Auch die Verherrlichung des Tyrannenmordes in den nachfolgenden Demokratien beurteilt Burckhardt skeptisch, so die propagandistisch umgefärbte, in Wahrheit als rein persönliche Rachetat erwiesene Ermordung Hipparchs durch die später als Demokraten gefeierten Harmodios und Aristogeiton. Bei Aristoteles habe die Tyrannis freilich nur «als üble Seitenform der Monarchie figuriert», aber «er hätte», fügt Burckhardt hinzu, «gar nicht nötig gehabt, so spröde zu tun, denn die Tyrannis ist eine der ganz unvermeidlichen Formen der griechischen Staatsidee, und in jedem begabten und ehrgeizigen Griechen wohnte ein Tyrann und ein Demagog».

Die athenische Demokratie des grossen 5. Jahrhunderts wird auch, und mit besonderer Betonung sogar, in ihrem Machthunger, ihrer Gier, Ausbeutung, Rechtsunsicherheit und ihrem Denunziantenwesen geschildert. Der totale Anspruch, den die Polis erhebt, lebt nach Burckhardt fort in Platos Staat und Gesetzen. Wie immer man über diese These denken mag, sie mag heute mehr willkommen sein, als sie es vor hundert Jahren sein konnte. Wie die meisten unserer Zeitgenossen war Burckhardt kein Freund Platos. Ein Gesetzgeber (nicht mehr Herrscher-Philosophen) bestimmt schliesslich alles, und Burckhardts Schilderung zeigt deutlich seine tiefe Antipathie: er nennt ihn einen «Allerweltaufpasser, Tadler,

Belohner, Moralisten, Kontrolleur aller Habe» und «in der berechtigten Ahnung, dass sich Unzufriedenheit regen möchte, wird das Reisen nach Kräften verboten und denjenigen, welche auswärts gewesen sind, befohlen, daheim auszusagen, es sei draussen alles weniger gut». Dann lapidar: «Es lag in Plato ein Zug der Gewalttätigkeit, die sich auch einzelnen Schülern mitteilte.» Nicht im geringsten habe er die Zukunft erraten oder gar hervorgerufen; was aus ihm spricht, ist die alte, ursprüngliche Absicht der Polis. «Wie unendlich überlegen ist ihm der grosse Thomas Morus.» Es heisst dann, der ebenfalls «unendlich überlegene Aristoteles wusste mehr vom wirklichen Staat als alle übrigen». Mehrfach kommt Burckhardt später noch auf Plato zurück im Kapitel «Die Philosophen und Politiker und die Kunst» und im 8. Teil «Zur Philosophie, Wissenschaft und Redekunst», und hier wird Burckhardt noch deutlicher. Aus den Seiten, in denen er Platos Kunstfeindlichkeit und Lob der ägyptischen «stationären» Kunst behandelt, sei hier nur zitiert: «Skopas und Praxiteles brauchten von Platos Ansichten keine Kenntnis zu nehmen, sonst würden sie ihn vielleicht belehrt haben, was bei den Griechen vaterländisch sei, nämlich die höchste Ausbildung der Anlage des Einzelnen. Und wie conservativ ist bei all diesem die griechische Kunst im ganzen geblieben!»

Wir sehen sehr deutlich immer wieder, wo im alten Streit zwischen Philosophie und Kunst Burckhardt steht und stehen muss. Und damit hängt auch zusammen, dass im ganzen Werk das, was über griechische Philosophie gesagt wird, am wenigsten in die Tiefe dringt und am wenigsten reich dargestellt wird. Burckhardt sagt auch ganz offen: «Uns interessiert nicht sowohl zu sehen, wie weit es die Griechen in der Philosophie, als wie weit es die Philosophie mit ihnen gebracht hat. Das kulturgeschichtlich Wichtige ist ... die Fähigkeit der Griechen zu jeder Wahrheit und das Dasein der Philosophie als Element des griechischen Lebens.» Gleich darauf: «Wir verzichten nun für diese Darstellung überhaupt auf den Inhalt der griechischen Philosophie, um uns dafür der Betrachtung der freien Persönlichkeit zuzuwenden.»

Vielleicht ist es so, dass man als Intellektueller von Natur entweder ein Philosoph oder ein Historiker ist, weshalb auch «Geschichtsphilosophie» etwas sehr Verdächtiges bleibt, was aber nahezu das einzige Gemeinsame ist. Und hier muss ich wieder auf das Verhältnis Burckhardt – Nietzsche kommen. Sieht man von all dem ab, was Burckhardt an Nietzsches Wesen und Gestalt fremd und wohl auch nicht ganz angenehm war, so ist vielleicht das Eigentliche in Burckhardts sich immer mehr zurückziehender Hal-

tung, die Nietzsche so geschmerzt hat, eben dies, dass von Natur Burckhardt ein Historiker und Nietzsche ein Philosoph war. Die gemeinsame tiefe und starke Beziehung zum Griechischen machte die Begegnung möglich und zugleich tragisch für Nietzsche – aber darauf muss noch einmal später zurückgegriffen werden. Am fruchtbarsten erwies sich die Begegnung nicht für Burckhardts Behandlung der griechischen Philosophie, sondern für die von Religion und Kultus. Nur «was diese Religion und diese Götter den Griechen der historischen Zeit waren, soll», schreibt Burckhardt einleitend, «behandelt werden».

Hier liegt der grösste Unterschied zwischen Burckhardt und den späteren Interpretationen, die ja, hauptsächlich in England, von Harrison und anderen, anthropologisch beeinflusst, das Frühe, Vorhistorische in der griechischen Religion zu erhellen versucht haben und noch versuchen. Aber auch die Modernen, die, wie etwa Walter F. Otto, die Götter Griechenlands aus Homer verstehen und preisen, sind sehr anders als Burckhardt. Burckhardt sieht und betont immer wieder das Böse, z.B. im Zeus des aischyleischen Prometheus. Pessimismus durchzieht den ganzen griechischen Mythos. Die Götter erscheinen von Anfang an als «überwiegend furchtbar». Burckhardt zitiert die Odyssee VIII 580, wonach die Götter den Menschen Verderben bestimmt haben, damit dasselbe zum Gesange werde für künftige Geschlechter, was Burckhardt einen schönen und furchtbaren Gedanken nennt. Er gibt eine lange Schilderung der Immoralität der Götter, ihrer Verlogenheit, ihrer Leidenschaften, ihrer Rache. Es folgt eine Darstellung des so andersartigen Dionysos, er entspreche «einem grossen dunklen Gebiet des antiken Lebens, ja der Menschennatur überhaupt, über welches die Alten nie deutlich herausgeredet haben». Die Alten, dürfen wir vielleicht hinzusetzen, zwar nicht, aber ein Basler Kollege schon eher. Denn hier natürlich muss Nietzsche wieder genannt werden. Im 2. Abschnitt des Kapitels «Was ich den Alten verdanke» in «Götterdämmerung» lesen wir: «Ich war der erste, der zum Verständnis des hellenischen Instinkts jenes wundervolle Phänomen ernst nahm, das den Namen Dionysos trägt. Es ist einzig erklärbar aus einem Zuviel an Kraft. Wer den Griechen nachgeht, wie jener tiefste Kenner ihrer Kultur, der heute lebt, wie Jacob Burckhardt in Basel, der wusste sofort, dass damit etwas getan sei. Burckhardt fügte seiner Kultur der Griechen einen eigenen Abschnitt über das genannte Phänomen ein.»

Nur zwei Mal zitiert Burckhardt Nietzsche und nur «Die Geburt der Tragödie», mit einer gewissen Reserve, und die beiden gemeinsame Anschauung, die Tragödie sei aus dem Dionysoskult

entstanden, begründet Burckhardt mit einem Hinweis auf Aristoteles' Poetik. Aber im Abschnitt über Dionysos als einen den anderen griechischen Göttern sehr unähnlichen Gott wird Nietzsche nicht genannt. Doch könnte man auf eine Briefstelle Burckhardts aus dem Jahre 1878 verweisen, in der es heisst: «Nietzsche ist ein ausserordentlicher Mensch, zu gar allem hat er einen eigentümlichen selbsterworbenen Gesichtspunkt.» Und schon 1872 schreibt Burckhardt: «Eins hatte man sicher, den Menschen von hoher Anlage, der alles aus erster Hand hat.» Das ist anlässlich der Vorträge über «Die Zukunft unserer Bildungsanstalten» geschrieben.

Dürfen wir also Nietzsche glauben, wenn er Burckhardts Bild des Dionysos auf seine Anregungen zurückführt? Vielleicht ist die Frage falsch gestellt und eine Antwort findet sich dort, wo man sie nicht ohne weiteres suchen würde, nämlich in einem Brief Burckhardts an Nietzsche aus dem Jahre 1881, im Dank für die Übersendung der «Morgenröte». Er wird immer nur als Anzeichen der Distanzierung zitiert mit seinem Satz vom «Durchblättern und Naschen». «Gar manches», heisst es, «ist mir allerdings, wie Sie errieten, wider den Strich, aber mein Strich braucht ja nicht der einzige Wahre zu sein» – so weit mag das ja Burckhardts distanzierende Höflichkeit sein. Aber dann heisst es: «Vorzüglich und insbesondere dankbar bin ich, wie schon bei Anlass Ihrer früheren Sachen, zumal des Buches ‹Menschliches usw.› für die kühnen Perspektiven, aus welchen Sie das Wesen des Altertums erblicken. Von Einigem hatte auch ich Anfänge einer Ahnung, Sie aber sehen klar und dabei sehr viel weiter.» Das ist in aller, vielleicht übertreibenden Höflichkeit, doch eine sehr ernste Bestätigung. Aber es ist mehr: «Von Einigem hatte auch ich Anfänge einer Ahnung», d.h. übersetzt: Das wusste ich schon, das ist uns beiden klar geworden.

Dass Burckhardts und Nietzsches Griechenbilder mehr als nur Berührungspunkte haben, scheint mir unleugbar. Auf diese Gemeinsamkeiten reagiert Nietzsche wie ein beinahe blinder Werber – bis hin zu seinem letzten schon umnachteten Brief, – völlig missverstehend, oder nicht verstehen wollend. Nietzsche wird immer schriller und Burckhardt reagiert immer distanzierter. Denn nichts kann einem Menschen von Burckhardts Art mehr missfallen, als wenn eigene Ahnungen, «Anfänge von Ahnungen», langsam sich bildend, vorsichtig geprüft, schliesslich leise angedeutet und mit einfachen Worten ausgesprochen, von einem anderen hochgespielt, oft genial überspitzt, peremptorisch und laut verkündet werden. Wie aber versteht Nietzsche solche Vorsicht? 1870 schreibt er über ihn: «Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist

zwar nicht zu Verfälschungen, aber wohl zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt.» Und im selben Brief heisst es dann weiter: «Ich glaube der einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift.» Das ist sowohl richtig wie grundfalsch, beides in einem, und so kann man wirklich Nietzsches Verhältnis zu Burckhardt tragisch nennen, und zwar notwendigerweise. Nietzsche hat beispielsweise oft und laut von Vornehmheit geredet – Burckhardt war es in jedem Sinne dieses Wortes; und wie jeder Vornehme spricht er nie darüber und muss den, der es tut, für alles andere halten als vornehm. Nichts erfüllt einen skeptischen Konservativen mit mehr Widerwillen als brillante radikale Formulierungen von verwandten Gefühlen und Gedanken, als revolutionäre, sich als konservativ ausgebende Thesen und Verlautbarungen. Denn sie sind es, die das teure gefährdete Erbgut der Vergangenheit nicht nur nicht retten können, sondern im Gegenteil vernichten werden. Das wird Burckhardt gewittert haben, und viele der heute berühmten prophetischen Stellen in späten Briefen, besonders an Preen, mögen so verstanden werden. Wenn es um die Griechen geht, insbesondere dort, wo die dunklen, schlimmen, grausamen und erschreckenden Aspekte berührt werden, so jubelt Nietzsche, und Burckhardt erkennt es beinahe schaudernd. Aber sie sahen es beide – nur sie und keine anderen. Und weil es beiden so wichtig, so zentral war, musste es Burckhardt immer mehr von Nietzsche entfernen, und musste Nietzsche so tragisch unerfüllbar um ihn werben. Es gibt Stellen in Briefen Nietzsches, in denen das totale Missverständen sehr deutlich zum Ausdruck kommt, beispielsweise: «Burckhardt möchte gar zu gerne mal aus anderen Augen sehen, z.B. aus den meinigen... vielleicht möchte er mich gern als Nachfolger in seiner Professur?» Das auf Grund eines der höflich distanzierten Briefe Burckhardts an Nietzsche, und obwohl er ein Jahr früher geschrieben hatte: «Auch unser lieber Jakob Burckhardt schrieb so ein kleinlautes verzagtes Brieflein.» Konnte man Burckhardt mehr missverstehen? Was versprach sich Nietzsche, wenn er mehrere Jahre später an Burckhardt schreibt, und es klingt wie ein Angstschrei: «Mit wem möchte ich eigentlich noch sprechen, wenn ich nicht mehr zu Ihnen sprechen darf?» An Nietzsches tragischem Schicksal hat Burckhardt teilgenommen. Denn kaum hat er den letzten wahnsinnigen Brief erhalten, geht Burckhardt damit zu Nietzsches Freund Overbeck, es ist ein Sonntagnachmittag; am Montag reist Overbeck nach Turin, den Wahnsinnen heimzu-bringen.

Vielleicht lässt sich sagen, dass das, was Nietzsche bei den Griechen in seiner Weise entdeckt und verkündet hat, in ruhiger Form, in einfachen, aber tiefgreifenden Sätzen auch bei Burckhardt sich findet, ohne alle Verzerrung und Übersteigerung – und daher bis heute weniger bekannt und weniger wirksam. Unter allen Abschnitten der Griechischen Kulturgeschichte zeigt das vielleicht am deutlichsten der wohl berühmteste mit dem Titel «Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens.» Es scheint mir bedeutsam, dass dieser Abschnitt in der Mitte, nicht am Ende, seinen Platz hat: nach Mythos, Polis, Religion, und vor Kunst, Literatur, Rhetorik und Wissenschaft. Der Schluss, der ein Drittel des Ganzen ausmacht, heisst: «Der hellenische Mensch in seiner zeitlichen Abfolge.» Eine solche Gliederung kann doch nur bedeuten, dass man eine Bilanz ziehen kann, wenn Mythos, Polis, Religion behandelt worden sind, und auch, dass ohne solche Bilanz sowohl die schöpferischen Leistungen wie auch der Charakter des griechischen Menschen keine rechte Grundlage hätten und nicht recht verstanden werden könnten. Das Zentrum dieses zentralen Abschnitts ist Burckhardts berühmte These vom Pessimismus als der Grundhaltung. Man hat das oft abgewiesen, oder einfach übergangen. Und nicht jedem bleibt bewusst, dass Nietzsche zwar seine Erstlingsschrift so nannte: «Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik», dass aber der Titel der späteren Auflage lautete: «Die Geburt der Tragödie oder Griechentum und Pessimismus.» Das Vorwort zur neuen Auflage gibt Auskunft, warum sie so heisst und wie die Schrift hätte besser geschrieben werden können ohne den grossen Wagner-Irrtum. Mir scheint es kaum fraglich, dass dieses Vorwort wie auch der neue Titel von 1886, fünfzehn Jahre nach der Erstpublikation, nicht ohne Burckhardt, freilich auch nicht ohne das Missverständnis Burckhardts, zu denken ist. Und kaum etwas ist besser geeignet, die Verschiedenheit der beiden zu zeigen, als Nietzsches griechischer Pessimismus im neuen Vorwort und Burckhardts griechischer Pessimismus in der «Gesamtbilanz».

Burckhardt sagt an einer charakteristischen Stelle in dieser Gesamtbilanz über die Griechen: «Im Widerschein ihres kriegerischen Heldentums und Bürgertums, ihrer Kunst und Poesie, ihres schönen Landes und Klimas schätzte man sie glücklich» – Schillers Gedicht «Die Götter Griechenlands», heisst es weiter, hätte seinen Zauber nicht verloren und «die Athener des Perikleischen Zeitalters hätten Jahr aus Jahr ein im Entzücken leben müssen». Das nennt Burckhardt in einer seiner extremsten Formulierungen «eine der allergrössten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen». Wir dürfen getrost sagen, dass

dank Burckhardt niemand mehr dergleichen glaubt und zu behaupten wagen würde. Es folgt die Menge der Beispiele aus Sage, Geschichte, Dichtung, von der Frühzeit bis hin zu Passagen bei Aristoteles und noch später. Betont wird zweierlei: Dass dieser Pessimismus keine Askese und Weltverneinung begleitet oder hervorgebracht habe und dass es «Beglückung durch den Geist» und jenen «entschiedenen Optimismus eines der Welt zugewandten Temperamentes» tatsächlich gab. Wie ein solches Temperament sich mit einer pessimistischen Grundstimmung vereinigen lasse, sagt uns Burckhardt nicht eigentlich, er psychologisiert nicht, er nennt Phänomene und überlässt es dem Leser, dem Hörer – und Nietzsche –, darüber nachzudenken.

Es ist selbstverständlich, dass für Burckhardt die bildende Kunst von diesem «der Welt zugewandten Temperament» am stärksten Zeugnis ablegt. Wichtig ist ihm zu zeigen, dass man die «sinnliche Erscheinung als eine lebendige erfasste und studierte» und dass dies in Freiheit geschah; «Theologie und Priestertum gab es im Orient, aber für die griechische Kunst nicht, statt dessen jenen mächtigen inneren Zug zum Schönen, der uns ewig ein Mysterium bleiben wird.» Man tut gut, einen solchen Satz nicht mit besserwissendem Lächeln als klassizistisches Vorurteil abzutun. Es scheint mir auch sehr nützlich, heute wieder darauf hinzuweisen, dass «der Zeus des Phidias schon in einer relativ ungläubigen Zeit entstand, als Anaxagoras lebte». Wie wenig Burckhardt ein ästhetischer Klassizist war, geht aus seinen Bemerkungen über ein gerade erst bekanntgewordenes Bildwerk hervor, den Fries des Pergamon-Altars. Nicht weniger als dreimal wird er erwähnt. Es lohnt sich, alle drei Stellen zu zitieren: «Die Kunstgeschichte hat sich dann unnötige Sorgen darüber gemacht, ob nicht seit Praxiteles das Neuschauen von Göttern aufgehört habe: wir wissen jetzt, dass noch um den Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. ein Gewaltiger lebte, dessen Namen wir nicht kennen, derjenige, welcher den Altar von Pergamon schuf.» Ferner: «Im kleinasiatischen Pergamon hatte sich eine Schule von Bildhauern erhoben, von welcher man bis vor wenigen Jahren nur einzelne, allerdings schon sehr bedeutende Werke kannte. . . . der berühmte Altar, dessen erstaunliche Reste allein schon das Museum von Berlin zu einem der ersten Kunstwallfahrtsorte der Welt machen würden. Es ist der Kampf der Götter und der Giganten, ein rings um die Wände des Altars laufendes Relief von acht Fuss Höhe; die nach Berlin geretteten Teile haben eine Gesamtlänge von etwa 250 Fuss. Es ist, als wäre über diese Kunst gar nichts ergangen. Jugendfrisch, naiv, in ihren Mitteln und ihrer Behandlung dem Phidias viel näher und verwandter als man es irgend

erwartet hätte, wirft sie sich, wie der Löwe auf seine Beute, auf das mächtigste bewegte Thema, welches der Mythus überhaupt darbot.» Und schliesslich: «Wer hätte gedacht, dass man etwas finden würde wie den Riesenfries des Altars von Pergamon.» Alle drei Stellen müssen aus einer späteren Ausarbeitung stammen, denn Burckhardt sah den Fries erst 1882. Seit Jahren hatte sich sein Interesse mehr und mehr dem Barock zugewandt und sein «Respect vor dem Baroco nimmt täglich zu», wie er einmal schrieb. Nun entzückt ihn das am meisten barocke Werk griechischer Kunst. Ihn – aber nicht die Facharchäologen, die zu Burckhardts Widerwillen daran herummäkeln. Burckhardt war der erste, der die ganze Bedeutung des Pergamon-Altars erkannte, und zwar sofort, ein besonders guter Beweis für die Unabhängigkeit, Offenheit und Sicherheit seines Qualitätsgefühls.

Bildende Kunst und Dichtung, nach Kategorien behandelt, werden weniger für sich selber als in bezug auf ihre Bedeutung innerhalb der Gesamtkultur behandelt. Das hat einen, zwar nicht voll ausgesprochenen, Grund. Es ist nicht Kunst- und nicht Literaturgeschichte, die Burckhardt schreibt, und deshalb ist nicht ein Kunst- und Dichtwerk in seiner absoluten Wichtigkeit das Entscheidende, sondern es ist vielmehr sein Stellenwert im zeitgenössischen Leben und in der Entwicklung des historischen Griechentums.

«Der hellenistische Mensch in seiner zeitlichen Entwicklung» ist der Titel des letzten, neunten Abschnitts. Es ist der längste von allen, länger sogar als der Abschnitt «Poesie und Musik» und der Abschnitt «Staat und Nation» – in gewissem Sinn scheint mir dieser letzte Teil die Krönung des Ganzen. Gleich die erste Seite zitiert einen spätantiken Autor, der selber kein Griechen war und das Aussehen der Griechen beschreibt. Burckhardt nennt die Passage hochwichtig, mit Recht, aber anderswo habe ich sie selten zitiert gefunden. Hier wird erwähnt, dass griechische Gesichter viereckig seien, mit geraden Nasen und den glänzendsten, mächtigsten, schönsten Augen der Welt. Wir sehen, dass der in der Kunst uns so geläufige Typus nichts anderes ist als die Norm, nicht die Idealisierung dessen, was Natur den Griechen verlieh.

Im ersten Unterabschnitt wird der heroische, d.h. homerische Mensch geschildert, und mit ebenso scharfem wie tiefem Blick werden in den zwei polaren Gestalten Achill und Odysseus die beiden «Hauptseiten des heroischen Charakters» erkannt. Dann folgt die berühmte Formel: «Der koloniale und agonale Mensch.» Wie kein anderer hat Burckhardt gesehen, dass und auf welche Weise der Agon, der Wettstreit, buchstäblich alle Teile des menschlichen

Lebens der Griechen charakterisiert, wie und warum er im Zentrum steht. In nichts unterscheidet sich der Grieche von andern antiken und nicht weniger von allen späteren Prägungen des Menschenbildes radikaler und wesentlicher. Das alles ist heute wohlbekannt – aber wohl gerade eben durch Burckhardts Schilderung. Besonders charakteristisch sind oft Schlusssätze, auf die kein anderer kommen würde und die ins Schwarze treffen, beispielsweise: «Eins mag völlig gefehlt haben: Das Essen und Trinken aus blosser Langweile und Stumpfheit. Man hatte keine nordische Langweile und war nicht stumpf.» Vom Athen des 5. Jahrhunderts schreibt er: «Es war, als hätte die Natur Jahrhunderte hindurch alle Kräfte gesammelt, um sie hier auszugeben», aber das hindert Burckhardt natürlich nicht, das Furchtbare gerade dieses klassischen Athen hervorzuheben. Von dem berühmtesten Beispiel zeitgenössischer preisender Selbstdarstellung, von Perikles' Rede auf die Gefallenen im ersten Kriegsjahr, wie sie Thukydides formuliert hat, heisst es, sie sei von «gross genommener Distanz» ... «mit einem Optimismus, gegen den zu wehren uns noch heute kaum möglich ist, dessen Parfum aber bei näherem Zusehen bedenklich verduften dürfte». Nachdem Burckhardt andeutet, wie das geschehen würde, schreibt er dann doch am Schluss: «Und nun dürfen wir ja trotz Allem zugeben, dass wir hier die Athener doch kennen lernen. Der Mensch ist nicht bloss, was er ist, sondern auch, was er sich zum Ideale gesetzt hat, und auch wenn er diesem nicht völlig entspricht, wird durch das blosse Wollen auch ein Teil seines Wesens bezeichnet.»

«Der Mann, in dem sich Athen in höchstem Grade personifiziert», ist nach Burckhardt Alkibiades. Es sei schwer, über ihn zu sprechen, sagt Burckhardt, aber er schildert ihn in seinem Glanz und seiner «Charlatanerie» und schliesst mit dem so charakteristisch leisen und einfachen Satz: «Er wird auf alle Zeiten ein Gegenstand des Nachdenkens sein.» Interessant ist Burckhardts Verteidigung der Sophisten, über die der «Konkurrent Plato» uns lediglich erzählt, «was er uns davon mitzuteilen für gut hält». Haben sie die Griechen verdorben? Die Antwort ist: «Für was für Kinder hält man denn eigentlich die Athener, dass die von draussen Kommenden ihnen diese revolutionäre Gesinnung erst hätten beibringen müssen?» Jedermann hatte genug Skepsis auch gegen die Götter, ohne sie erst von einem Protagoras lernen zu müssen. Ja es heisst, dass sie «als die ersten Skeptiker um die Prüfung des Erkenntnisvermögens ganz hübsche Verdienste gehabt haben».

Von den folgenden, sehr umfangreichen Kapiteln, die das 4. Jahrhundert und den Hellenismus behandeln, möchte ich nur die

Passage zitieren: «Unser Gesamturteil wird wesentlich bestimmt durch die enorme Wünschbarkeit derjenigen Kontinuität der Weltkultur, welche ohne Alexander nicht würde gewonnen worden sein. Rom lernte das Griechentum eigentlich erst durch das Medium des kulturbbeherrschenden Diadocheniums hindurch recht kennen, und Rom liebte an Griechenland wesentlich die Kultur; diese wollte und musste es übernehmen und retten.... Die römische Weltherrschaft gehört aber, wie die makedonische, im höchsten Grade zu der Kette von Wünschbarkeiten, von welchen unser Urteil umstrickt ist.»

Aber alle diese Zitate geben doch nur einen blassen Widerschein dessen, was, und dessen, wie es gesagt wird. Ich möchte daher wenigstens eine, zwar berühmte, aber vielleicht doch nicht jedem im Gedächtnis gebliebene Stelle in extenso, aber auch sie nicht vollständig, vorlesen, Burckhardts Schilderung des Sokrates:

«... indem er bei Leuten aller Stände herumging und allen Einzelnen, die in irgend einem Fache etwas verstanden, bewies, dass sie im Übrigen nicht weise seien, musste er doch auch vielen tüchtigen und thätigen Leuten zuwider werden. Abgesehen davon, dass, wer so permanent redet, und wäre es Sokrates, auch nicht immer weise reden kann, und dass er die Leute mit seinen ewigen Gleichnissen ennuyierte, bediente er sich für sein ‹Überführen› vorwiegend der Ironie, und diese hat, da sie immer Anspruch auf Überlegenheit macht, nie gut geschmeckt; und nun kam dazu noch, dass er seine Opfer in Gegenwart der jungen Leute ironisierte, welche dazu lächeln durften und es ihm nachmachten: damit macht man sich unter der Sonne keine Freunde.» «... es scheint aber, dass niemand die nötige Ironie vorrätig hatte, um ihn einfach stehen zu lassen; mit der seinen konnte er alle Andern verblüffen. Nur lief er eben mit seinem Chagrinieren in einer Zeit bei aller Welt herum, da schon die braven Leute (N.B. die seiner eigenen Umgebung) in einem beständigen Belagerungszustand durch Sykophanten und andere Organe der Polis lebten und für diese Ironie unter Umständen wenig mehr empfänglich sein mochten. Die Wirkung mag allmählich doch die gewesen sein, dass Alles ausriß, wenn man ihn um eine Ecke kommen sah, und am Ende hatte er jedermann gegen sich aufgebracht: die Priester, die Anhänger der hergestellten Demokratie, welche es ihm nicht verziehen, dass von den Oligarchen mehrere zu seinen früheren Schülern gehört hatten, die Sophisten und die altfränkischen Feinde der Sophistik, die Patrioten alten Schlages.» ... «Immerhin aber war er für das damalige Athen eine unvergleichliche Originalfigur, hinterliess ein ungeheures Bild und wurde ein Ideal hellenischen Lebens; er wird stets ein Angelpunkt der ganzen attischen Welt bleiben, und die freie Persönlichkeit ist in ihm aufs sublimste charakterisiert.»

Die ganze Schilderung ist viel länger – aber das Zitierte genügt, um zu zeigen, was Burckhardt wollte und was ihm gelang: Über

grosse Dinge leicht, einfach, lebhaft und direkt so zu sprechen, dass alles Wesentliche verstanden wird und die leichte Tonart die Bedeutung des Vorgetragenen nicht im geringsten gefährdet. Ist das «haute vulgarisation»? Nein, weil nichts aus zweiter Hand ist, alles ganz aus den Quellen geschöpft, alles ganz überlegt, durchdacht, empfunden ist, und weil alles authentisch, original ist.

Nie hat vorher, nie nachher einer über Griechisches so sich geäussert in deutscher Sprache. Was bei Jacob Burckhardt immer fehlt, bewusst vermieden wird, ist Pathos, tönendes und raunendes. Im Englischen und Französischen könnte man Parallelen finden. Burckhardts Verwandtschaft mit Montaigne, mit den französischen Moralisten von La Rochefoucault bis Vauvenargues ist immer bemerkt worden, weniger vielleicht eine innere Gemeinsamkeit mit der Art, wie Engländer über griechische Dinge schreiben, selbst in unserer Zeit, wie das Beispiel Beazley's gezeigt hat. Darin ist er ein gültiges und dauerndes Vorbild für alle, die Deutsch schreiben. Kurz und bündig, farbig und umrisskräftig, genau und schwebend zugleich, elegant und tief, anspruchslos, aber jedes Wort wägend, so weit entfernt von Pedanterie wie von Oberflächlichkeit, zugreifend, aber nie verletzend, mit der Sicherheit des Griffes eines erfahrenen Meisters wird alles so zur Wortform, dass an ihr nichts geändert werden könnte. Nachahmen kann man das nicht – aber als Muster, wenn auch als unerreichbares, bleibt es bestehen. Dass so über Griechen gesprochen werden konnte, ist umso erstaunlicher, umso bewunderungswürdiger, als ja grosse Schriftsteller, Winckelmann, Herder, Hölderlin, Schiller und viele andere es auf ihre ganz andere Weise getan haben. So sehr auch vieles, bei Winckelmann fast alles, gegückt ist – es war und ist den Deutschen nicht ungefährlich geworden. Ich meine den gehobenen Ton, in den so viele verfallen, wenn's um die Griechen geht. Das wird sehr deutlich, wenn man beispielsweise die ausgewählten Prosastücke in Friedrich Wolters «Das Bild der Antike bei den Deutschen» liest. So schön vieles ist, scheint es mir doch charakteristisch, dass Herder und immer wieder Herder im predigenden Orgelton zu hören ist, aber nur zweimal Lessing vorkommt und einmal Jacob Burckhardt.

Wer unter den Deutschen diesen gehobenen Ton vermeiden will, wird oft papieren und pedantisch, farblos, trocken, plump. Doch auch Lessing, Lichtenberg, Schopenhauer – um gute Prosa dieser Art zu nennen – sind ganz anders. Lichtenbergs Radius ist zu klein, Lessing schreibt die scharfe, blitzende Sprache des geborenen Kritikers. Die Prosa Schopenhauers ist am englischen Essay geschult, durchsichtig komponiert. Ihnen allen aber fehlt das

Anschauliche. Dieses Anschauliche, das ganz und gar Konkrete, Greifbare gehört als eines der wesentlichen Charakteristika zu Burckhardts Werk. Man wittert (und Briefstellen bestätigen es) eine tiefe Abneigung gegen alles Abstrakte, rein Gedankliche, ja eigentlich sogar alles Theoretische. Hier, in dieser Abneigung, gründet Burckhardts Skepsis. Sie erlaubt ihm, nur das, was er sieht, so zu schildern, wie er es sieht – aber was hat er nicht alles gesehen mit einem Auge, dem nichts entgeht und das auch das Geringste bemerkt! Damit hängt, meine ich, auf das engste zusammen, dass er gerade in den Spätwerken der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» und der «Griechischen Kulturgeschichte» das Wort, die gesprochene Darstellung allem Schriftlichen, vor allem dem Gedruckten vorzog. Es ist bekannt, dass Burckhardt zweimal Verlegern den Druck verweigert hat: 1880 Cotta, der von dem Colleg über Griechische Kulturgeschichte gehört hatte, und 1889 Seemann. Ihm schreibt er: «Die irrige Ansicht, dass ich eine Griechische Kulturgeschichte zu veröffentlichen hätte, stammt aus einer Schrift des unglücklichen Herrn Prof. Dr. Nietzsche, welcher gegenwärtig in einer Irrenanstalt lebt. Er nahm ein von mir öfter gelesenes Colleg jenes Inhalts für ein Buch.»

Die Stelle, in Nietzsches «Götterdämmerung», auf die Burckhardt anspielt, habe ich bereits erwähnt. Und im selben Jahr schreibt Burckhardt an Preen, dass er einiges «ausgearbeitet habe, nicht zum Druck, sondern zum Abschluss für mich». Warum aber wollte Burckhardt nichts drucken lassen? Selbstverständlich nicht deshalb, weil er etwa Zweifel gehabt hätte an dem, was vorgetragen worden war, oder weil er meinte, dass Irrtümer seinen Ruf gefährden würden. Dass Irrtümer ganz unvermeidlich waren, aber von ihm nicht wichtig genommen wurden, wissen wir. Und dass er voll zu dem Vorgetragenen stand, beweist die Ausarbeitung für ihn selber. Viel eher muss alles, was er zur griechischen Kultur zu sagen hatte, mit dem lebendigen Vortrag, mit der unmittelbaren Beziehung zu den Hörern aufs engste verbunden gewesen sein. Das gesprochene Wort ist, wie die Alten wussten, das konkrete, anschauliche, greifbare Wort. Was Rhetorik heisst und im Deutschen keinen guten Klang hat, war den Alten bedeutend und ist im Romanischen und Angelsächsischen auch heute noch vertrauter als im Deutschen. Nicht nur das Anschauliche gehört zur Rede; zu ihr gehört auch scharfe Konturierung und, was nur scheinbar mit ihr im Konflikt ist, Diskretion und Takt. Es ist genau das, was Nietzsche als «Verschweigen» missversteht, und was vielleicht auch oft von naiven oder vulgären Zuhörern so missverstanden werden kann. Aber in Wahrheit sind Diskretion und Takt durchaus verein-

bar mit Kühnheit der Formulierung, Zielsicherheit des Urteils, Kraft der Überzeugung. Nur durch diese wird solche Diskretion eine positive Eigenschaft, weit entfernt von timidem Auslassen und nebliger Verschwommenheit. In Diskretion und Takt vermeidet es Burckhardt oft zu «erklären», aber statt einer Erklärung findet sich eine Beleuchtung der Dinge. Statt vorzugeben, er versteünde die Griechen, als wäre er selber einer, statt des dunklen oder enthusiastischen Geredes eines geheimnisvoll Eingeweihten sprach Burckhardt ebenso leise wie eindringlich. Hier ist niemals die scheinbare Tiefe einer Morgen- oder Abenddämmerung oder die Dunkelheit der Nacht, hier ist die echte, scharfe Klarheit eines Mittagshimmels. Seine Stimme ist nicht die des Propheten, es ist die des Bürgers; freilich nicht die des Bourgeois, auch nicht des «Mittelstandes», sondern des selbstbewussten, selbstsicheren, unabhängigen Bürgers. Ich wüsste im deutschen Sprachbereich keine vergleichbare im 19. Jahrhundert. Burckhardts Stil ist oft gepriesen worden. Hier möchte ich nur eine Aussage zitieren, welche an einer unvermuteten Stelle steht, aber von einem Autor stammt, der selber ein grosser Stilist war und über Sprache nachzudenken wusste. Sie lautet: «Jacob Burckhardt war es, der über Voltaire gesagt hatte: ‹Bei ihm wird der Rationalismus dichterisch, ja magisch.› Den deutschen Schriftsteller möchte ich sehen, der diesen Satz aus der Feder brächte.» Thomas Mann schreibt das in «Tagebuch des Dr. Faustus». Und er setzt hinzu: «Die Schweiz ist das Land, wo auf Deutsch das wohlwend Undeutsche gesagt wird. Darum liebe ich sie.»

Es steht mir nicht zu, hier etwas über Burckhardt den Schweizer, den Basler, zu sagen – es steht mir nicht zu, aber zu vermeiden ist es trotzdem nicht. Denn wo und wann und von wem hätte die Griechische Kulturgeschichte geschrieben werden können, wenn nicht in Basel am Ende des 19. Jahrhunderts von einem Schweizer? Etwa am Anfang oder in der Mitte des 19. oder im 20. Jahrhundert? Oder von einem Deutschen oder Österreicher? Schon diese Fragen sind komisch, ja grotesk, aber sie erhellen gerade durch das Groteske etwas, was immerhin angedeutet werden muss.

Es ist bekannt, dass Zeit und Ort richtig sein müssen, damit begabte Menschen das, was ihnen zu leisten möglich ist, auch wirklich leisten. Es gibt ja zu früh und zu spät Geborene. Und es gibt die Stimme, die dort spricht, wo es keinen Zuhörer gibt. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts war Kulturgeschichtsschreibung im umfassenden Sinn möglich geworden, insbesondere was Griechisches betrifft. Aber schon im 20. Jahrhundert häufte sich das Wissen in jeder Disziplin der Geisteswissenschaften so, dass das

heute von uns beklagte Spezialistentum ganz unvermeidlich wurde. Burckhardt sah auch das, wie beispielsweise daraus hervorgeht, dass er es ablehnt, Expertisen zu niederländischen Bildern abzugeben, über die jetzt nur noch der Experte Bescheid wissen könne, und er empfiehlt den jungen Bode. Die Griechische Kulturgeschichte ist im einzigen möglichen, begnadeten Augenblick entstanden. Die vielen späteren «Kulturgeschichten» sind nicht mehr als längere Essays, auch die besten, wie die Egon Friedells und Maurice Bowras. An Volumen, äusserem und innerem, sind sie mit Burckhardts Werk nicht zu vergleichen. Keiner könnte, schon seit mehr als zwei Generationen, etwas ähnliches unternehmen, da keiner mehr ein Spezialist in griechischer Philologie, Geschichte, Archäologie, Religionswissenschaft, Epigraphik und Philosophie ist, ja heute ist jeder bestenfalls nur ein wirklicher Kenner eines kleinen Teils von einer dieser Disziplinen. Das ist nicht zu ändern und daher ohne Bitterkeit zu akzeptieren.

In dem historischen Augenblick aber, in dem die Möglichkeit einer umfassenden Darstellung bestand, gab es überall einen Nationalismus, der jede solche Darstellung färben musste, englisch, französisch, italienisch oder deutsch. Ich möchte glauben, dass nur in jenem Herzland Europas, das, drei Sprachgebieten benachbart und selber vielsprachig, mit keiner der Grossmächte alliiert und von keiner abhängig war und ist, so von griechischer Kultur gesprochen werden konnte, wie es in Burckhardts Colleg geschah. Denn dies war ja nicht eine von der Gegenwart entfernte Spezialvorlesung – es war mit dem zeitgenössischen Leben aufs engste verbundene Weltgeschichte des griechischen Altertums. Das hat der bedeutendste der Zuhörer sofort verstanden, *das* hat er nie missverstanden. Das hat auch er für sich und seine Überlegungen angestrebt, aber man braucht nur an Nietzsches viele Äusserungen über Deutsches oder Französisches zu erinnern, um zu sehen, wie wenig über-national Nietzsche war. Das Übernationale aber, jenseits von jedem Nationalismus, ist eine der wesentlichen Eigenschaften Burckhardts. Ich sage übernational, nicht international. Unsere Zeit hat ja dafür gesorgt, dass Abertausende ihre Heimat verlassen und anderswo ansässig geworden sind. Vielen hat das sehr wohlgetan, sie sind gewachsen, ihr Blick ist weiter, ihr Ohr schärfer, ihr Verstand kritischer geworden. Aber sie haben einen Preis bezahlt: sie sind verpflanzt worden, im besten Fall wie tropische Pflanzen in Gewächshäuser, und mit ihren Wurzeln steht es nicht zum Besten. Demgegenüber muss der tiefen Wurzeln Jacob Burckhardts gedacht werden. Man weiss, was Basel ihm bedeutete. Wer als Nachkomme von Vielen, die die Schicksale einer bedeutenden

Stadt durch Jahrhunderte mitbestimmt haben, in eben dieser Stadt Geschichte lehrt, hat ihre Tradition in sich als Teil seines ganzen Organismus. Wenn nun aber diese Tradition eine humanistische ist, so entspricht den weiten und tiefen Wurzeln ein ebenso weites Ast- und Laubwerk, eine Baumkrone, die hoch und weit ausgebretet immer mehr wächst und immer mehr Äste und Zweige und Blätter und Blüten hervorbringt. In gewissem Sinne gilt das, glaube ich, nicht nur für Basel, sondern für die ganze Schweiz. Helvetisch sein auf höchstem Niveau, das heisst, so kommt es mir vor, europäisch sein auf reinere, natürlichere Weise, als es irgendwo sonst möglich wäre. Ich sage nicht mehr – mehr wäre ein unentschuldbarer Verstoss gegen Takt und Diskretion. Aber eine Andeutung ist nötig, weil sie zum Teil das Wesen der «Griechischen Kulturgeschichte» erklärt. Zum Teil, denn es musste ja Jacob Burckhardt der einmalige Mann sein, der er war, um aus seinem Schweizertum das zu machen, was er daraus machte. Es ist ganz gleichgültig, ob und wieviele Einzelirrtümer die «Griechische Kulturgeschichte» enthält – als Nachschlagwerk ist sie nicht zu benutzen. Sie auf den berühmten «heutigen Stand der Wissenschaft» zu bringen, wäre lächerlich. Aber sie belehrt uns heute noch, sie wird es auch morgen tun. Was sie uns lehrt, lehrt kein anderes Buch über die Griechen, kein früheres und kein späteres, viel mehr, als ich hier auch nur andeuten konnte. Sie belehrt auch den Spezialisten irgend eines Zweiges der Altertumswissenschaft und vor allem lehrt sie ihn, zu welch gewaltigem Gesamtorganismus der kleine Beitrag gehört, den er selber zu produzieren versucht. Gerade Burckhardt hätte keinen solchen, auch noch so geringfügigen Beitrag verachtet, sondern jeden mit Interesse aufgenommen. Auch das lehrt die «Kulturgeschichte», und daher ist dieses monumentale Denkmal nicht abschreckend und auf entmutigende Weise gross, sondern sowohl gross wie tröstlich, fern und unnachahmbar, aber auch nah und vertraut, ganz wie die Griechen selber.

Lassen Sie mich schliessen mit einem Zitat, das einem Archäologen bedeutsam ist. Als Burckhardt sein 50. Doktor-Jubiläum und zugleich seinen 75. Geburtstag feierte, kam als einer der frühesten Glückwünsche ein Dankesschreiben von der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Institutes. Sein Präsident, Alexander Conze, der von der Griechischen Kulturgeschichte nicht die geringste Ahnung haben konnte, – sie war ja nicht gedruckt – schrieb u.a. dies: «Wir Archäologen empfangen von Ihnen seit Jahrzehnten Anregung und Belehrung. Unter Ihrer Leitung lassen wir gerne unsern Blick sich erweitern auf Zeiten, welche der Antike besonders kongenial waren. Wie kaum einem andern so es

gegeben ist, haben Sie aber in das Ganze der Kunsthistorik auch die Antike mit unmittelbarem lebendigem Verständnis des Wesentlichen an Kunstwerken einzubegreifen gewusst und mit taktvoller Zurückhaltung vermögen Sie dieses Verständnis gerade so weit auszusprechen, wie es überhaupt etwa möglich sein dürfte. Ein Wort von Ihnen hat uns oft lange Ausführungen Anderer aufgewogen . . .»

*Prof. Dr. Peter H. von Blanckenhagen,
Institute of Fine Arts,
New York University,
1 East 78th Street,
New York, N.Y. 10021*